

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 30 (1988)

Artikel: Johann Gaudenz von Salis-Seewis und Ferdinand Freiligrath

Autor: Gansner, Hans Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Lyriker-Schicksale:

Johann Gaudenz von Salis-Seewis und Ferdinand Freiligrath

von Hans Peter Gansner

«An die Erinnerung
Süsser Wehmut Gefährtin, Erinnrung!
Wenn jene die Wimper sinnend senkt,
Hebst du deinen Schleier und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht.»

Wie oft, wenn ich als Kantonsschüler im Churer Stadtpark auf U. wartete, auf meine erste Freundin, habe ich diese Zeilen gelesen und wiedergelesen. Ich war zum ersten Mal verliebt.

Unser Treffpunkt war der Stadtpark, und wenn sie kam, jung, frisch, duftend, dann wandten wir Hand in Hand an den verwitterten Grabsteinen auf der baumüberschatteten Innenseite der ehemaligen Friedhofmauer entlang. Und blieben auf unserm Rundgang auch immer wieder vor dem Stein gewordenen Dichter stehen, der da – Ausgangs- und Fluchtpunkt eines, wie mich dünkte, der schönsten Parks der Welt – auf uns keusch Verliebte niederschaute; wohlgefällig, gedachte er wohl seiner Ursina, Tochter des Obersten Pestalozzi in Malans, der er sechs volle Jahre lang die Treue hielt, bevor ihm sein gestrenger Vater, der es gar nicht gern sah, dass das Herz seines Sohnes für die Aufständischen in Paris schlug, die Heiratserlaubnis gab. Ja, man stelle sich das vor: Fähnrich der gestrengen königlichen Schweizergarde *und* Sympathisant der Grossen Revolution – welchen Vater juckt es da nicht in der Hand. Und Vater Johann Ulrich von Salis-Seewis gedachte, seinen ungebärdigen Sprössling, der schon von Jugend auf einen Hang zum Träumen und (noch schlimmer) zum Volk verspürte, mit indirektem Liebesentzug zur Raison zu bringen.

Doch sechs Jahre hielt der Sänger durch, dichtete – sublimierte, würde ein Freudianer heute sagen.

Und es wurde die fruchtbarste Zeit seines Dichter-Lebens: nach der endlichen Erteilung der Heiratserlaubnis kehrte Johann Gaudenz von Salis-Seewis ins Schloss Bothmar, einem Erbe der mütterlichen Salis-Bothmar-Linie, zurück, um sich der Ehe und den Staatsgeschäften zu widmen – worauf der Dichter in ihm verstummte.

Bei Orell, Gessner, Füssli und Compagnie in Zürich erschien sodann der erste und einzige Gedichtband – der Dichter war erst einunddreissig – seines Lebens.

Sein restliches Leben war geschüttelt vom Hin und Her der Revolution und Gegen-Revolution: seine Treue zur Partei der Patrioten, die aufklärerische Ideen verfocht, brachte ihm zunächst Hass und Verfolgung ein (die meisten seines Clans gehörten der Gegen-Partei an), und wenn auch seine patriotischen Lieder bald überall dort erschallten, wo Revolutions-Freunde sich trafen, so war doch seine Existenz dauernd bedroht vom Irrlichtspiel der europäischen Mächte, die – wie schon einmal zur Zeit der Bündner Wirren – in den Drei Bünden eine willkommene Arena zur Austragung ihrer Grossmacht-Gelüste fanden . . . – bis dann etwas ruhigere Zeiten ihm eine treue Erfüllung jener Obliegenheiten ermöglichten, die ihm Bünden anvertraute.

Doch ich bin von meiner Geliebten, die fast gleich hieß wie jene Ursina, etwas abgekommen, mit der ich die Zeilen am Eingang dieses Aufsatzes oft und nachdenklich las – ja, denn: wer ver-

steht diese erste Strophe des Gedichtes, das den Salis-Seewis'schen Gedichtband einleitet, schon auf Anhieb, Hand aufs Herz?

Aber ich liess nicht locker, und irgendwann einmal fiel der Groschen: der sechzehnjährige Kantonsschüler, der sich für unglaublich gescheit hielt, fühlte ein «Klick» in sich: das Zeichen, das Verstehen und Fühlen mit einem Mal zusammenfielen.

Und er begriff, was das ist: Poesie.

Später verlor ich U. aus den Augen – ich hatte angefangen selbst Gedichte zu schreiben (sie muss noch welche haben –, auch das Dichter-Monument, die hochaufragende weisse Säule unter den riesigen Baumkronen, zeichnete und malte ich, und ich schenkte ihr alles); und wenn ich die Wimper sinnend senke, dann hebt in meiner Erinnerung U. ihren schmalen Kopf, und das helle Gesicht, umrahmt von dunkelbraunen, bis auf die Schultern fallenden geraden Haaren, lächelt –: wir haben nie miteinander geschlafen, obwohl das zum Zeitpunkt der Erfindung der Pille eben anfing, unter Kantonsschüler(inne)n «einzureißen» (ein beliebtes Erwachsenenwort Ende der sechziger Jahre); und der Name U. ist – wohl auch aus diesem Grund – nicht «mit einer Schuld verbunden», wie Max Frisch in «Montauk» sagt.

Natürlich war mir Johann Gaudenz von Salis-Seewis schon als Primarschüler begegnet; aber ich erkannte ihn nicht: wer konnte schon hinter dem grausigen Puntsintschondiewälde-Gegröl, das ab und zu aus dem einen und andern Klassenzimmer erscholl, einen Dichter erkennen?

Aber noch einmal, bevor ich euch verliess, «ihr Täler der Heimat! ihr heiligen Alpen!», vernahm ich seine insistente Stimme: als Hauptdarsteller eines in Malans aufgeführten Festspiels traf ich mich mit einer weiblichen Darstellerin im Schatten, den das Bothmersche Schloss in den Spätsommernächten warf, und schmeckte noch einmal die schöne Bitternis einer Liebe, die nicht bis zum Äussersten geht – oder zum Innersten, wenn Ihr wollt.

Dann verliebte ich mich in die Revolution: als grünschnäblicher Germanistikstudent, der nichts sosehr hasste, wie die eigene Zunft («Schlagt die Germanisten tot – färbt die Blaue Blume rot!»)

wies ich in einem Seminar über Aufklärung und Empfindsamkeit den Vorschlag Professor Pestalozzi in Basel von mir, eine Seminararbeit über meinen Landsmann zu verfassen, mit dem Hinweis, ich könne mich mit diesem Autor nicht «identifizieren», was immer ich damals darunter verstand! Das war wahrscheinlich auch gut so, denn die Seminararbeit wäre völlig unzulänglich herausgekommen («J.G. von S.-S. im Spannungsfeld zwischen spätaristokratischen Ausläufern des Ancien Régime in den Drei Bünden, Postulaten des fortschrittlichen Bürgertums und Pietismus», hätte der Titel wohl in gelehrtem Akademikerdeutsch gelautet). Stattdessen warf ich mich mit entblöster Brust in den Dichterstreit zwischen Herwegh und Freiligrath, in dem ich natürlich des ersteren Partei ergriff, der doch dem kleinbürgerlichen Zauderer Freiligrath, der wankelmüttig geschrieben hatte: «Der Dichter steht auf einer höheren Warte / Als auf den Zinnen der Partei», seinem Ruf als «Eiserne Lerche» getreu, entgegengeschleudert hatte: «Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen / Die noch die Mutter aller Siege war?»; und empfindsam-pietistische Säusler wie Klopstock, Höltý und Salis-Seewis waren ganz und gar *out*.

Ferdinand Freiligrath, der just im Todesjahr von Salis-Seewis, 1834, erste Lyrik in Schwabs Musenalmanach und Cottas Morgenblatt veröffentlichten durfte, gehört zu den schillerndsten Figuren der deutschen Lyriker-Gilde. Seine Buchhaltertätigkeit brachten den Sohn aus einfachen Verhältnissen weit in Europa, ja sogar in aussereuropäischen Ländern herum. Unter diesen Reiseindrücken und im Bann der Orientpoesie Victor Hugos wurde er zu einem «Wüsten- und Löwenpoeten», wie er nicht ganz freundlich genannt wurde. Doch das war «Zeitgeist», und seine grellen, pathetischen Kühnheiten brachten neue Elemente in die feinsinnige, empfindsame, persönlich gefärbte Lyrik der nachgoetheschen Aera. Die 300 Taler Ehrengehalt, die ihm König Friedrich Wilhelm der Vierte ab 1842 jährlich ausbezahlt, erlaubten ihm ein gesichertes, wenn auch nicht prunkendes Auskommen. (Dem würden etwa 2000 Franken Monatsgehalt an einen Schweizer

Schriftsteller, ausbezahlt monatlich vom Eidgenössischen Departement des Innern, entsprechen –: Träumen ist doch wohl noch erlaubt, oder?).

Doch der Traum zerschellte jäh: angesichts des Scheiterns fortschrittlicher Ideen in der deutschen Kleinstaaterei bekannte Freiligrath sich zu den Liberalen, die damals radikal und demokratisch waren, und ging – wen wundert's? – der königlichen Pension verlustig.

Von dieser Zäsur an steigt unsere Achtung vor dem Dichter: er flüchtet. Unter anderem auch nach Rapperswil und Hottingen, wo er mit Gottfried Keller verkehrt; dann geht's Schlag auf Schlag: im feurigen Jahre «48» in dem Deutschland beinahe demokratisch geworden wäre, tritt er ausgerechnet dem Kommunistenbund bei, riskiert Kopf und Kragen, gibt mit Marx die «Neue Rheinische Zeitung» heraus, die ein Jahr später verboten wird, flüchtet wieder, nach Holland, wird dort ausgewiesen, kehrt kurz nach Düsseldorf zurück, wo er neuen Verdächtigungen ausgesetzt ist, weicht nach London aus, wo er bis zu deren Auflösung 1865 Leiter der Schweizer Generalbank ist. Und dann – haltet Euch fest – wird ihm eine dubiose Amnestie zuteil, plus 60 000 Taler aus der Nationalsammlung, und 1868 kehrt er im Triumph in sein in nationalistischem Taumel versinkendes Vaterland zurück (und der Begriff hat – wie der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 bald zeigen sollte – eine schauderhafte Wendung genommen: bei Salis-Seewis war «Vaterland» noch übereinstimmend mit dem französischen «*patriotisme*» und dieser wieder mit «*Liberté, Egalité, Fraternité*» und nun verkam er in Windeseile zu einem säbelrasselnden Hurra-Patriotismus, bei dem es tödelte, dass einem schlecht werden musste . . .); und da dichtete der ehemalige Freiheitsdichter, Schaum auf den Lippen, Kriegslieder.

«Nun ist es wieder Zeit zu schweigen», gab er 1871, nach Beendigung des Gemetzels, nach der Niederschlagung der Pariser Komune, für deren Ideale doch sein Herz einst lauter als das anderer deutscher Dichter hämmerte, bekannt. Fünf Jahre später verstummte er dann für immer –



Das Haupt des Salis-Denkmales

nicht ohne noch 1872 das Gedicht «In Graubünden» verfasst zu haben. Und diese Bahnreise, an der Heimat unseres Bündners vorbei, motivierte ihn wohl auch dazu, eine Knieverletzung, die er sich drei Jahre später, 1875, zuzog, im Bad Klosters im Prättigau während einer Sommerkur zu pflegen. Doch eine alte Krankheit (Herzverfettung) und der Tod seines kleinen Sohnes Otto zwei Jahre vorher liessen ihn rapid altern: «Bis das Unglück über uns hereinbrach (der Tod des Sohnes, hpg), war ich ein junger Mann von 62 Jahren; jetzt bin ich ein alter Mann von 63 Jahren» schrieb er seinem Freund Heinrich Köster.

So streifte der Dichter, der vom grellfarbenen Exotismus über den Kommunismus zum Hurra-Patriotismus gesegelt war, in seiner Alterslyrik, in der bescheidenen, an Gelegenheiten gebundenen, jenes Grab, das in einem Salis-Seewis-Poem, das zu Beginn des letzten Jahrhunderts Furore machte, so stimmungsvoll besungen wird: «Das Grab ist tief und stille / Und schauderhaft sein



Das vernachlässigte Denkmal Salis' im Churer Stadtpark

Rand / Es deckt mit schwarzer Hölle / Ein unbekanntes Land . . .»

Mit «In Graubünden» erwies ein deutscher Dichter, dessen Schritte zum Lebensabend in unseren Kanton gelenkt wurden, einem Bündner Dichter, der, wie er, das bittere Los des Exils, Verfemung und Verspottung und Verfolgung, aber auch Ruhm, Ehre und Reichtum gekostet hatte, seine Referenz: der eine wurde zu Grabe getragen, als der andere seine ersten jugendlichen Verse in die Welt hinausschickte; und doch musste der Jüngere alles noch einmal erleben. Die Gnade eines Königs und die Ferne des Gottes-Stellvertreters; das Eins-Sein mit dem revolutionären Herz-Schlag der Zeit und die tiefe Entfremdung vom Zeitgeist, der eine scharfe Wendung vollzog; persönliche und politische Enttäuschungen und Erfüllungen wechselten sich im Leben beider – so verschieden sie auf den ersten Blick scheinen mögen – scharf ab.

Und beide träumen von einem «stillen Land» im Schatten «des Kirchhofs Flieder», von jener «Heimat», von der niemand genau weiß, wo sie sich befindet, von der aber der Dichter weiß: «Doch sonst an keinem Orte / Wohnt die ersehnte Ruh . . .», wie unser grosser Landsmann, der «Landmann in der Fremde» schrieb.

So reicht der eine dem andern die «rechte Hand»; nicht abgehalten vom «schauderhaften Rand» (und das Wort «schauderhaft» war zur Entstehungszeit des Gedichtes eben noch *wirklich* voll von schaudererregenden Empfindungen), der uns alle vom «stillen Land» trennt.

Wenn ich mich heute wieder erinnere, wie ich mich damals als verliebter Kantonsschüler in die Allegorie der «Erinnerung» versenkte, dann fühle ich jenes ineinanderfallen von Verstehen und Empfinden, das die Poesie ausmacht, die unauflösbar mit der Liebe und mit dem Tod verbunden bleibt.

Und wenn ich die Zeilen wiederlese – heute versteh ich sie –: «Traute Heimat meiner Lieben / Sinn ich still an dich zurück / Wird mir wohl; und dennoch trüben / Sehnsuchtstränen meinen Blick», dann bin ich weit davon entfernt zu heulen. Sondern ich weiß, dass Johann Gaudenz von Salis-Seewis damit eine Heimat meinte, die nicht innerhalb der Grenzen seines Schlossgutes Bothmar in Malans begrenzt war, auch nicht im Freistaat der Drei Bünde, und noch viel weniger in einem Staatswesen, das ihn wie einen Aktenverwalter behandelte, sodass seine Stimme im Druck der Amtsgeschäfte verstummen musste (wie jene Kellers, ein halbes Jahrhundert später). Auch weiß ich, dass der Dichter eine Heimat meinte, die noch zu errichten ist.

Nachwort der Redaktion

Unser junger Autor, der in Chur aufwuchs und hier seine Kantonsschuljahre verlebte, um anschliessend durch Studium und Beruf ins Unterland und später sogar ins Ausland verschlagen zu werden, hat seinen netten Beitrag gewiss aus einer ähnlichen Empfindung verfasst, wie Johann Gaudenz von Salis-Seewis seine Gedichte: aus stilem Heimweh nach den Gefilden seiner Jugend. So mag es denn kommen, dass er heute noch den Churer Stadtpark als den «schönsten»

aller Parks der Welt im Gedächtnis behalten hat. Jeder aufgeschlossene Churer wird ihm dafür gewiss danken, doch sogleich auch sich eine kleine Einschränkung erlauben: der Stadtgarten ist gewiss reizvoll, er könnte wirklich einer der schönsten Anlagen sein, doch musste er leider von Seiten der Stadtgärtnerie schon vor langem unleidliche Eingriffe erdulden. Durch das arge Beseitigen von Bäumen hat der Park das einst Vertraute, Lauschige, Verträumte weitgehend verloren. Er wurde ausgeräumt, geöffnet, Licht flutet herein, spielenden Kindern zuliebe, doch die einstige Stimmung, die älteren Besuchern einen glücklichen Aufenthalt in der Geborgenheit dieses Parks ermöglichte, ging weitgehend verloren. Schade. Es wäre schön, wenn die Stadtverwaltung gerade diesem Park ihre besondere Aufmerksamkeit schenken wollte. Wie reizvoll wäre es, wenn es ihr darum zu tun wäre und gar gelänge, die angrenzende Remise der PTT, die früher als Turnschopf und gar als Musentempel diente, zu erwerben, abzubrechen und das Areal gewissermassen als Pendant zum Stadtpark zu gestalten, meinetwegen als Kinderspielplatz oder was immer. Dann würden sich zwei Welten nahe begegnen: der alte Friedhof in seiner verträumten Ruhe und ein Tummelfeld der Jugend. Das wäre eine Tat der Vorsorge und des Kulturbewusstseins.

Unser junger Autor aber, aus seiner Ferne und wohl etwas belastet durch stilles Heimweh, mag dem Park in dessen einstigem Aussehen ruhig als dem «schönsten» anhänglich sein und ihn erklären. Das ist dichterische Lizenz. Auch Freiligrath hat sich ja in seinem bekannten Gedicht «Graubünden» manche Freiheit gestattet. Denn er ist nie im ratternden Zug an Malans vorbeigefahren, damals, als er das Gedicht verfasste, gab es von Landquart weg ins Prättigau noch keine Bahnverbindung. Und in Malans fand Johann Gaudenz von Salis-Seewis auch gar nicht seine letzte Ruhe, sondern er wollte gleich seinen Ahnen in Seewis bestattet werden, was denn auch unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung am 2. Februar 1834 geschah. Ein langer Trauerzug, viel Landvolk, viel Militär und 100 Schüler der evangelischen Kantonsschule mit ihren Lehrern bewegten sich bei stürmischem Wetter von Ma-

lans bis zum Kirchhof von Seewis, wo der Dichter und Patriot der Erde zur ewigen Ruhe übergeben wurde. Welches Mass an Zuneigung und Dankbarkeit des Volkes zu seinem grossen Patrioten und Dichter bekundete dieses Trauergescheite.

Und welche Verehrung zollte auch noch später die Öffentlichkeit ihrem Dichter, als sie ihm im Churer Stadtpark ein schlichtes Denkmal setzten liess. Das war anno 1866, vier Jahre nach einer grossen Feier zum 100. Geburtstag des Dichters. Doch wie verhält es sich mit diesem Denkmal heute? Zwar steht es noch unverändert, aber sein Aussehen ist schwer beeinträchtigt. Der einst schneeweisse Marmor ist in einigen Partien schwarz und hässlich geworden, und die schönen Gesichtszüge des jungen Dichters erscheinen verunstaltet durch eine schwarze Patina. Schiene es nicht an der Zeit, dass die Gegenwart dem Dichter, den wir als die rätische Nachtigall verehren, erneut ihre Zuneigung bekunden und sein Denkmal in würdiger Auffrischung vom Niederschlag der Jahrzehnte befreien würde? M.

Ferdinand Freiligrath:

In Graubünden
(Juli 1872)

Ich sitz im rasselnden Zuge:
Vorbei! Die Funken sprühn!
Seid mir gegrüsst im Fluge,
Ihr Weiler still und grün!

Mit Schlössern und mit Hütten,
Mit Busch und Baum und Bronn,
Wie liegt ihr traut inmitten
Der Flur am Rhätikon!

Schneehäupter leuchten und brennen
Hoch über euch landein;
An euch vorüberrennen
Seht ihr den jungen Rhein.

Das Leben seht ihr schäumen
Den Strom hinauf, hinab,—
Seht unter Blumen und Bäumen
Am Strom auch manches Grab.

«Das Grab ist tief und stille»,—
Hier auf der sonnigen Flur,
In des Lebens Drang und Fülle,
Wie kommt das Lied mir nur?

Ich hör es in den Gründen,—
Ich hör es in der Luft;
Ein Sänger sang es in Bünden,—
Und dort ist seine Gruft.

Dort unter «des Kirchhofs Flieder»
Legt' er sich hin zu ruhn;
Weich waren seine Lieder,
Doch tapfer war sein Tun.

Station Malans! Kein Halten!
Vorbei! Ich hebe den Hut;
Ich neige mein Haupt dem Alten,
Dem Sänger lieb und gut.—

Den Lebenden froh geboten
Allzeit die rechte Hand!
Doch auch den braven Toten
Reicht sie «ins stille Land».